

Zeitung

Die Halle und Magdeburger Zeitung... Preis...

Halleische Zeitung

Anzeige Gebühren... für die Anzeigen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 25. Januar 1895.

Seitler Bureau: Berlin, G. Heidenstraße 3.

Telegramme.

Berlin, 25. Januar. Der Kaiser hat an die Familie...

Mosk., 25. Januar. Bei dem fortgesetzten...

Warschau, 25. Januar. Infolge des gestrigen...

Petersburg, 25. Januar. Heute findet hier die...

Warschau, 25. Januar. Die neuen Minister...

Warschau, 25. Januar. Der Kongress wollte den...

Montevideo, 25. Januar. Der brasilianische...

Die Amtsurvorlage in der Kommission.

In der Reichstagskommission, welcher die sogenannte...

In § 111 Absatz 2 wird weiterhin auch diejenige...

Zu den Urteilen über den halbjährigen Rücktritt...

Nun mag doch ausdrücklich hervorgehoben werden...

Was die hierauf folgende Abstimmung über den...

beginnen zu lassen, wie bei der erfolglos gebliebenen...

Deutsches Reich.

Der Kaiser nahm gestern Vormittag die Vorträge...

Der Kaiser hat Herrn v. Schorlemer-Mast eine...

Nach dem „Neuen Wiener Tagblatt“ verlässt...

Wie verlässt, bedeutet der Kaiser den Sitzungen...

In den Gerüchten über den halbjährigen Rücktritt...

In Hoffriesen ist die Meldung verbreitet, Herr...

Die unersetzliche Negation des deutschen Frei...

Die Verhandlungen des japanischen Korps in der...

Der Reichstag“ veröffentlicht eine königliche...

Von einem freisinnigen Ober nehmen mehrere...

Charakteristisch für die Erwartungen, welche...

Wie gemeldet wird, soll Deutschland eine Note an...

Belgien.

Der Ton in der Kammer. In der gestrigen...

Frankreich.

Über eine neue französische Senatsentschei...

Russland.

Die Minister beschäftigen sich mit den Verhandlungen...

Russland.

Graf Schadow in Warschau zur katholischen...

Österreich.

Einem Telegramm der „Königs Zeitung“ aus...

Österreich.

Der Briefträgergewissensfall. Auf die Protestnote...

Österreich.

Die Verhandlungen des japanischen Korps in der...



Bruder Roderich.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Carl Ed. Klopfer.

Madame Dönemann machte große Augen.
 „Wie? Und dieser hohen Frau giebt Ihr Herr nicht einmal das Geleite?“

„Bei uns giebt es kein Ceremoniell und keinen Rang,“ entgegnete der Burſche lächelnd. „Die Damen verzichten auch ganz gern darauf, da sie wissen, daß sie es dann eben nur ihren persönlichen Vorzügen zu danken haben, wenn Herr Professor Hünold sich herbeiläßt, sie zu malen.“

Die Professorsgattin sah ihre Tochter an, aber diese zeigte sich keineswegs geschmeichelt. Ein Schatten von Schwermuth trübte ihr sanftes Gesichtchen. Die Begegnung mit einer Königin an diesem Orte schien sie sehr nachdenklich zu stimmen.

„Na, ich danke!“ raunte ihr die Mutter mit einem Seufzer der Besorgniß ins Ohr. „Das kann ein theurer Spaß werden. Ich habe es dem Papa ja gesagt, er hätte sich nach dem Honorar erkundigen sollen.“

Nelly nicht betrübt. Sie dachte gewiß nicht, wie die praktische Mama, an das Geld, aber sie hätte sich kaum gestraußt, wenn ihr diese den Vorſchlag gemacht hätte, „sich lachte zu drücken.“

Da schnitt die Erscheinung Hünolds, der aus seinem Atelier trat, jetzt alle weiteren Erörterungen ab. Er trug einen weißen Flanellanzug mit einer orientalischen rothen Seidenhülle um die Hüften an Stelle einer Weste. Ein gelbes Hemd aus Rohfoulard mit breit ausgelegtem Kragen, und Zaruchias, weiche Schnabelschuhe, vervollständigten das Absonderliche seiner Gewandung. Er reichte der Professorin die Hand wie einer alten Bekannten und wande sich zugleich schon an Nelly, ohne sich mit längeren Grußformeln aufzuhalten. Mit einem strengen Kennerblick musterte er ihre Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen. Das Mädchen erröthete über und über. In ihrer Angst, daß ihm etwas an ihr mißfallen könne, ging glücklicher Weise die Miene trauriger Enttäuschung unter, die sie eben noch gezeigt hatte.

„So ist's recht!“ nickte Hünold. „Aber nur immer natürlich, natürlich! Ihr Gesicht kommt nur in heiterer Stimmung zur eigentlichen Geltung. Ihr kindlicher Frohmuth ist es ja, was mir an Ihnen gefällt.“

„Und die Toilette?“ mengte sich die Mutter schüchtern ein. „Glauben Sie, Herr Professor, daß sie so . . .“

„Sehr geschmackvoll. Ich mache Ihnen mein Kompliment. Diese Einfachheit kleidet besser als Spitzen und Diamanten. Aber wozu diesen Fichu? Wenn man einen hübschen Hals hat, so zeigt man ihn. Wenigstens so!“

Und ungenirt griff er zu, löste den Knoten und arrangirte das Busentuch mit kundiger Hand, daß es in freien, offenen Falten auf die Schultern zu liegen kam.

„Nun, das können wir noch näher ausprobiren. Treten Sie ein!“ Damit ergriff er Nellys Fingertippen und führte sie vor sich her zur Portiere des Ateliers, dann drehte er sich nach der Professorin um, die ihnen ängstlich nachtrippelte. „Adieu, gnädige Frau!“

„Sie — Sie meinen also in der That . . .“ stotterte diese. Er schüttelte ihr lächelnd die Hand.

„In zwei Stunden führe ich das Küchlein wieder unter Ihre mütterlichen Fittiche. Für heute brauchen wir nicht länger. Dann habe ich die Ehre, Sie wieder zu begrüßen, meine Gnädige. In zwei Stunden!“

Eine heilige Scheu senkte sich auf Nelly herab, als sie das riesige Atelier betrat. In diesem Tempel schienen ihr die Muien in Verion zu weilen. Volles Licht fluthete von der Glasstoppel inmitten der Decke nieder auf die kolossalen, alten Gobelins an den Wänden, auf die Gemälde und Statuen — fremde Erzeugnisse, in deren Besitz der Künstler das Schaffen Anderer ehrte.

Bräditige Teppiche dämpften den Schritt, schwere blendende Stoffe leuchteten zwischen den verblühten Polsterbezügen antiker Stühle hervor. Tropfäfen von Waffen aus allen Zeiten und aller Herren Länder, Tische von Boule und im maurischen Styl, und eine Menge Zieraths, dessen Bedeutung Nelly nicht begriff, fielen ihr in dem großartigen Durcheinander auf allen Seiten in die Augen. Am meisten aber interessirten die halb- und scheinbar schon ganz vollendeten Portraits — durchweg Frauenköpfe in den überraschendsten Schönheitschattirungen — die theils an den Wänden lehnten, theils auf verschiedenen Staffeleien standen und der gesammten Scenerie ein eigenartiges Leben verliehen. Es war, als läßen diese Gesichter mit eiferfüchtigen Augen auf den neuen Eindringling.

Das Gefühl unendlicher Nichtigkeit, das Nelly beim Eintritt befallen hatte, wich beim Anblick dieser ausdrucksvollen Gesichter einer zunehmenden Angst, die sie sich nicht gleich erklären konnte. Sie kam sich so hilflos vor, diesen drohenden, boshaften Blicken gegenüber; ein Schwindel wirbelte ihr durch den Kopf.

Hünold ergriff die vergoldete Lehne eines breiten Kokos-Armesessels, um ihn in die Mitte des Ateliers zu rollen. Dabei fiel eins der rahmenlosen Portraits um, das an dem krummen Stuhlbein gelehnt hatte. Er bückte sich nicht danach. Mit der Fußspitze schob er es zur Seite.

Diese Bewegung erweckte in Nelly mit einemmale eine schreckliche Erkenntniß. Jetzt konnte sie sich die grausam kalte Miene des stolzen Künstlerkopfes deuten, und nun wußte sie plötzlich auch, was in den Blicken jener gemalten Frauengesichter lag. Sie Alle, Alle blickten um diesen Mann — und er verachtete sie Alle! Und nun wohl auch sie selbst. Er war es gewohnt, daß diese Damen ihn zu erobern kamen, und nun mußte er auch von ihr denken . . . Und — großer Gott! — hatte er denn am Ende so ganz und gar unrecht, wenn er annahm, daß dieses kleine Ding da, so wie die Anderen, sich mit behörtem Herzen in seinen Gesichtskreis drängte? — In dieser einen Sekunde war Nelly von verzweifelter Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Ja, ja, sie war so — wie „die Anderen“. — Hatte sie nicht die ganzen drei Jahre jener ersten Begegnung mit ihm gedacht? Was hatte den kindlichen Reflexionen zu Grunde gelegen, wenn sie in der Tanzstunde und bei ehrbaren Hauskränzchen die befrachten, tanzbeinschwingenden Herrchen, meist Studenten, Schüler ihres Vaters, in mitleidiger Ironie mit dem Manne verglich, der ihrem innern Auge vorrückte wie ein Ideal? Was hatte sie überlegen lächeln gemacht, wenn die Freundinnen ihr hier und da kleine Herzsacheheimnisse anvertrauten und von irgend einem „himmlischen Menschen“ schwärmten? So oft sie dem Namen Roderich Hünold in den Tagesblättern begegnete, quoll es wie süße Bedrängniß in ihrem Herzen auf, und daneben eine stolze Befriedigung: „Den kenn' ich persönlich!“ Und als sie vernahm, daß er nach Berlin käme, und als sie in einer Kunstzeitschrift sein Portrait erblickte — diese feingehackten und doch männlich kräftigen Züge, das tiefe seelenvolle Auge! — da trieb sie eine prickelnde Unruhe, über die sie sich keine eigentliche Rechenschaft zu geben wußte; nur der eine Gedanke war ihr klar: ob er sich wohl noch jener Eisenbahnfahrt erinnere, jenes Reisebegehrens, das sie „ein Abenteuer“ nannte. Von der Stunde an wurde der immer unbezwinglichere Wunsch in ihr reger: ihn von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen, das Gespräch von damals mit ihm neu anzuknüpfen! Mit welcher Diplomatie sie es dann verstanden hatte, die Mutter auf den sublimen Gedanken zu bringen: „Wie wär's, wenn wir unser Töchterchen malen ließen?“ Der Name Hünold schwebte bei einem solchen Projekt schon so nahe in der Luft, daß ihn Nelly kaum noch zu nennen brauchte. Und als mit Papachen das Geburtsstagsgeheim für das Herzblättchen berathen wurde, da fügte sich alles so natürlich, daß Herr und Frau Professor Dönemann der Meinung waren, sie wären ganz von selber auf den Maler Hünold gekommen. Wie jubelte Nelly innerlich auf, als der große, der „unvergleichliche“ Mann wirklich ihr Haus betrat! Aus seinem Lächeln,

aus seinem Blick hatte sie einen traulichen Gruß zu lesen geglaubt, die wohlwollende Erinnerung an das Einst. Sie hatte sich so sehr darauf gefreut, mit ihm so wie damals zu plaudern. Und jetzt? . . . Was machte ihn nur so schroff, so unfeindlich? Gewiß, er hatte eben ihre Eitelkeit entdeckt, er schalt sie innerlich ein fedes Gänschen. Und durfte sie sich darum beklagen? O, o! Warum war sie mit der Mutter nicht noch in der letzten Minute fortgegangen? Eine Ahnung von der Vermessenheit ihres Thuns war ihr ja schon beim Betreten jenes Vorzimmers aufgedämmert, in dem man Königinnen beggenn konnte, Königinnen, die sich vielleicht vergeblich um die Günst dieses Halbgottes bewarben. Wie konnte es überhaupt geschehen, daß sie sich bis zu dieser Minute von einem kindischen Traum verblenden ließ, daß sie sich keine Rechenschaft von ihren Impulsen gab? Verliebt . . . ! Wie lächerlich, wie vernichtend, trostlos, herzdrehend lächerlich! . . .

Grau und nebelhaft schwamm es jetzt vor Nellys Augen. Halb betäubt ließ sie sich auf die rothen Damastpolster des ihr hingeschobenen Stuhles fallen, mit Mühe an sich haltend, daß sie ihr Gesicht nicht verhüllte, wie es ihr eine brennende Scham vor diesem Manne gebot.

„Ja, wie sehen Sie denn jetzt wieder drein?“ rief Günold brüsk. „So kann ich Sie nicht malen!“

Nelly preßte die Lippen auf einander und hüllte sich krampfhaft in ihren seidenen Ueberwurf, wie unter einen Frostschauer. Sie blickte starr vor sich hin und wagte es nicht, ihrem bebenden Athem freien Gang zu lassen. Der ganze bunt ausgestaffte Raum schien sich mit ihr um und um zu drehen.

„Was ist das nur für eine stochsteife Haltung?“ polterte Günold weiter, noch gereizter durch ihr Schweigen. „Und dieser Scham! Ich sagte Ihnen ja, wir wollen ihn lockern. Das können wir so nicht brauchen. Der Hals muß frei sein!“

Er wollte auf sie zu und den Knoten des Fichus lösen. Da sprang sie auf, blaß vor Erregung, und wehrte ihm mit der zweifelder Energie.

„Nein, nein! Lassen Sie mich!“ stammelte sie. „Ich — ich mag nichts mehr wissen von meinem Bilde. Ich will — zu Hause!“

Günold trat perplex zurück, dann übermannie ihn der Keger.

[Nachdruck verboten.]

Reichthum verpflichtet.

Von Emil Marriot.

Alphons Rohden hatte beschlossen, diesen Abend zu Hause zu bleiben. Er lehnte im offenen Fenster seines elegant ausgestatteten Rauch- und Studierzimmers (welches übrigens selten zu etwas Anderem als zum Rauchen und Lesen geistig wenig anstrengender Romane verwendet wurde), schaute empor zum wolken schweren, bleifarbenen Himmel und legte sich im Geiste die Frage vor, ob es wohl heute noch regnen würde. Dabei gähnte er mehrere Male hintereinander . . . er lanaweilte sich, war verdrießlich gestimmt und mußte doch nicht recht, weshalb, was ihn aber nur noch ärgerlicher machte. „Was habe ich nur?“ dachte er. „Was fehlt mir denn schon wieder?“ Nachdenklich drehte er seinen sorgsam gepflegten Schnurrbart und besichtigte sodann mit großer Aufmerksamkeit seine schmalen, blaffen Hände . . . War ihm irgend etwas Unliebsames widerfahren? Quälte ihn irgend eine lästige Erinnerung oder beklemmte ihn eine Sorge, die jemand Anderen betraf? Nichts von alledem. Er war unzufrieden mit sich selber — das war es und nichts Anderes.

Denn was seine äußeren Lebensverhältnisse anbelangte, konnte er mit Fug und Recht als glücklicher Mensch gelten. „Zum Mindesten halten mich Alle dafür, und muß ich es wohl glauben“, dachte er mit skeptischem Lächeln. „Mein Vater hat für mich gearbeitet und gespart, ich war sein einziges, vergöttertes Kind, sein Alles, er hat mir zuliebe nicht wieder geheiratet, obwohl er schon mit 35 Jahren Wittwer wurde; er verzog mich über alle Maßen, und wenn ich schlechte Schulzeugnisse nach Hause brachte, waren daran niemals ich und meine Faulheit, sondern immer nur die harten, ungerechten Professoren Schuld. Ich war ein abgeschmackter, selbstthätiger Benael, ein unnützes Geschöpf, das in den Augen Anderer dennoch Werth besaß, weil ich einen reichen Vater hatte und dieser Vater mich anbetete, und ihm zu Gefallen verhätschelte mich Alle. Andere müssen sich plagen im Leben, müssen Hindernisse hinwegräumen, um vorwärts zu kommen, oder, wenn sie diese Hindernisse nicht be-

„Ja, warum sind Sie denn gekommen? Was soll das heißen?“ Da unterbrach er sich selber mit einer geringschägigen Gebärde und einem Lächeln, das Nelly das Blut in hellen Wogen wieder ins Gesicht trieb. — „Meinetwegen! Gehen Sie! Ich halte Sie nicht und habe auch keine Lust, die Idiosynkrasien eines — Zimmerdöckchens zu ergründen, die Launen eines verzogenen Kindes oder . . .“

Er wandte sich plötzlich ab. Gewiß: „oder — noch Schlimmeres“, hatte er sagen wollen! Nelly wußte es. Und jetzt konnte sie sich nicht mehr bemestern. Sie drehte das Köpfchen zur Seite und drückte die Hände vor die Augen, aus denen die hellen Thränen stürzten. Sie hätte sich im selben Moment prügeln mögen, daß sie dieser Thränen nicht Herr werden konnte, und eben deshalb weinte sie um so wilder.

Günold stampfte nervös auf den Boden. Mit einem leisen Fluch zwischen den Zähnen ging er hinter der Schluchzenden auf und nieder. Während er sie ab und zu verlohlen betrachtete, befahl ihn eine immer größer werdende Verlegenheit. Er sah, wie sie alles that, ihren Schmerz zu verbergen und zu bekämpfen — in rührender Hilfslosigkeit. Und wahrhaftig, er war — roh gewesen. Wie mußten sie seine bitteren Worte verlegt haben! Sie konnte ja nicht begreifen, was ihn so pessimistisch gemacht, was für Erfahrungen ihm ein böses Mißtrauen gegen das Weib eingestößt hatten.

Wiederholt blieb er zögernd stehen, benagte seine Unterlippe und zersäufte sie den Bart. Endlich trat er kurz entschlossen auf sie zu und drehte sie an den Armen sanft herum.

„Habe ich Sie wirklich — beleidigt? Vergeben Sie mir! Es war nicht so schlimm gemeint. O — nicht doch, nicht doch!“

Er zog ihr die eine Hand herab und klopfte darauf, ungefähr wie man ein weinendes Baby beruhigt.

„Sie müssen mich entschuldigen, ich bin mitunter sehr nervös. Und in der That — was hatten Sie denn mit einemmal? Sie haben mir ja neulich versichert, daß Sie sich auf diese Portraitskizzen freuten. . . .“

„Ich weiß nicht. . .“ rang es sich ihr zwischen erschütterndem Schluchzen aus der Kehle. „Ich — ich kann es Ihnen nicht sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

seitigen können, stehen bleiben, wo sie eben stehen: mich faulen Schlingel haben Andere vorwärts geschoben, mein Weg war glatt und eben wie ein Parquetboden, ich habe Andere, die viel mehr mußten als ich, viel mehr taugten als ich, weit hinter mir gelassen und bin emporgetragen worden, ohne jemals ernstlich getrebt, ohne mich abgemüht zu haben. Ich hatte es ja nicht nötig! Stand mir doch mein reicher Vater zur Seite, und wo dessen Geld sich als ohnmächtig erwies, da tauchten ein einflußreicher Onkel oder ein mit Comerionen gesegneter Vetter oder andere Freunde auf, die mir unter die Arme griffen und mich vorwärts drängten. . . . Ich bin eben nichts Besseres und nichts Schlechteres als ein Protektionskind; eine Schmarokerpflanze, die von rechts wegen ausgerottet werden sollte. Und das einzige Gut, was ich Leuten meines Schlages voraus habe, ist, daß ich mich weder über mich selbst, noch über meine sogenannten Verdienste täusche, sondern nur genau weiß, was an mir ist und — wie wenig das ist.“

Er lächelte abermals sein skeptisches Lächeln und rechte sich und gähnte, wie verzogene Menschen zu thun pflegen. Vielleicht war es ihm mit seiner strengen Selbsterkenntniß nicht ganz Ernst . . . aber er gefiel sich in dieser Rolle; schon ihrer Seltenheit wegen, denn die Leute, mit welchen er verkehrte, sagten ihm immer nur angenehme Dinge. Er galt für lebenswürdig, amüßant, originell, freigebig . . . wenigstens hörte er alle Tage, was für ein vortrefflicher junger Mann er war. „Diese Narren“, philosophirte er weiter, „weshalb sollte ich denn nicht einmal diese bescheidenen Eigenschaften, die mir obendrein so leicht gemacht werden, in mir vereinigen? Dann müßte ich ja ein ganz miserabler Kerl sein. Freigebig! In der That! Ich gebe jaft so viel, um nichts davon zu merken, gebe oft nur aus schnöder Bequemlichkeit, um mir ein Nein zu ersparen, und gebe gewiß zum großen Theile am unrechten Orte. Einem Lumpen, der sich frech an mich herandrängt, schenke ich, was er begehrt. . . der wirklich wohlthätige Mensch giebt dort, wo es Noth thut, nimmt sich die Mühe, die würdige Armuth herauszufinden. . . ich aber wähle bei Allem und Jedem den bequemsten Weg. Was für ein unnützes Subjekt ich doch bin! Habe ich denn niemals, in meinem langen, fünfunddreißigjährigen Leben nicht

einmal Etwas gethan, woran ich mich mit Freude, Stolz, Befriedigung erinnern könnte? Kein einziges Mal. Und daß dieses klägliche Bewußtsein mich bis heute nicht gequält hat, daß ich mich niemals noch zu einer sogenannten guten That, einer wirklichen, auferlassigen, das bricht den Stab über mich." Er lächelte nicht, während er also dachte. Sein Gesicht war im Gegentheile merkwürdig ernst geworden. „Könnte ich denn nicht etwas Gutes, Großes, Edles vollbringen?" grübelte er weiter und rieb sich die Stirne. „Jrgend Etwas, das mich mit mir selbst versöhnen, das mein Dasein vor mir und Anderen wenigstens halbwegs entschuldigen könnte? Was soll ich thun? Auf die Straße gehen und dort warten, bis mir die Gelegenheit zu einer guten und nützlichen That zwischen die Beine läuft? Bah! Jetzt fängt es zu regnen an. Ich bin erhitzt vom vielen Denken und Herumlungern und könnte mir im Regen einen Schnupfen holen — und damit wäre weder mir, noch sonst Jemandem geholfen."

Er wendete sich um, denn er hatte die Thür gehen hören. Sein Diener stand auf der Schwelle.

„Was giebt es?" fragte Alfred in schläfrigen Tone.

„Ein Schusterjunge steht draußen. Er hat die bestellten Lackstiefeln gebracht, gnädiger Herr."

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen!" murmelte Alphons. „Auf diese profane Wendung war ich nicht vorbereitet. Aber wie das Schicksal will! Schicke den Jungen herein zu mir, Johann."

Johann entfernte sich und bald darauf trat, nach schüchternem Anklopfen, die neuen Stiefeln in der Hand haltend, der Schusterjunge in das elegante Jungesellengemach.

Es war ein blasser, zarter Junge, ein Kind noch, dessen blonde, feuchte Haare an der Stirne klebten und dessen beidseitiger Athemgang Zeugniß ablegte dafür, daß der Junge rasch gelaufen war. Seine Kleidung war sehr ärmlich. . . er grüßte zumm und schen und hielt dem eleganten, ihn durch das pincenez musterraden Herrn das Paar Stiefeln hin.

„Laß nur", sprach Alphons und wehrte das blasse, fränklich aussehende Kind ab, welches ihm beim Probiren der Schuhe behilflich sein wollte. „Ich bringe das besser und schneller allein zuwege."

Der Junge trat beiseiden zurück und stand wartend da. Als Alphons, die neuen Schuhe an den Füßen, sich erhob, um einen Gang durchs Zimmer zu thun, bemerkte er, daß die Blöcke des Kindes mit einem sehnächtigen, begehrliehen Ausdruck an dem im Gemache sich befindlichen Bücherchrane hing.

„Interessirst Du Dich für Bücher?" fragte ihn Alphons etwas verwundert.

„Sehr", murmelte der Junge und erröthete.

„Das ist schlimm für einen angehenden Schuster", sagte Alphons. „Weißt Du nicht, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll?"

Diese in leichtfertigen Tone gesprochenen Worte schienen eine wunde Stelle im Herzen des armen, blassen Jungen berührt zu haben. Eine dunkle Röthe überzog seine Wangen, seine Lippen zuckten, als kämpfte er gegen Thränen an. Aber er gab keine Antwort.

Alphons schaute den Knaben aufmerksamer an. Es war Etwas in diesem schmalen und feinen Gesichte, das ihm zu denken gab. . . er hatte einen so traurig-resignirten Ausdruck im Antlitz eines Kindes noch niemals gesehen.

„Nun, Kleiner", sagte er freundlich, „was ist's mit Dir? Bist Du krank?"

Der Junge schüttelte den Kopf. Seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Weshalb weinst Du?" fragte ihn Alphons.

„Weil . . . weil . . ." Das Kind konnte vor Schluchzen nicht weiterprechen.

Alphons war felsam ergriffen. Schweigend betrachtete er den Knaben und wartete, bis der Sturm sich gelegt haben würde. Das Kind sagte sich bald.

„Es ist nichts, Herr", brachte es mit erloschener Stimme hervor. „Bitte, sagen Sie meinem Meister nichts davon, er würde mich fortjagen. Er ist ohnehin nicht zufrieden mit mir, weil ich so schwach und immer gleich so müde bin."

Schwach und müde, vielleicht krank. Warum machte dieser kleine einen so peinlichen, ja qualenden Eindruck auf ihn? Vielleicht, weil er ihm in seiner ganzen Armuth und Hilfslosigkeit gegenüberstand, während die Anderen gleich Schattenbildern an ihm vorbeigezogen, vorübergekehrt waren und er nicht Zeit gehabt hatte, sie genauer ins Auge zu fassen.

„Sag' mir, mein Kind", sprach Alphons nach kurzem

Schweigen, „bist Du denn schon vierzehn Jahre alt? Solltest Du nicht noch in die Schule gehen?"

„Ich bin vor sechs Monaten vierzehn Jahre alt geworden", antwortete der Junge. „Seit drei Monaten diene ich bei meinem Meister."

„Und ist er gut gegen Dich?"

„O ja", sagte das Kind hastig. „Freilich nicht so gut wie mein Herr Lehrer". Die Augen des Knaben leuchteten. „In der Schule war ich eben besser zu gebrauchen, als beim Schusterhandwerk", setzte er hinzu. „Ich kann es meinem Meister nicht verübeln, daß er manchmal die Geduld mit mir verliert. In der Schule freilich habe ich meinem Lehrer niemals Anlaß zu Klagen gegeben."

„Du hast wohl gut und gerne gelernt?" fragte Alphons.

„Sehr gerne . . . und auch gut", sagte das Kind leise und verschämt.

„Warum hat man Dich nicht weiter lernen und einen Studenten aus Dir werden lassen?"

Der Junge lächelte. Es war ein trübes Lächeln, aus welchem sich eine lange Leidensgeschichte herauslesen ließ.

„Mein Vater ist Tagelöhner", sagte er, ohne Alphons anzusehen. „Außer mir sind noch zwei kleinere Geschwister da. . . Ich mußte dazu sehen, so bald wie möglich nichts mehr zu kosten. Meine Mutter hat zwar viel geweint, als ich bei meinem Meister eintrat, besonders darum, weil ich so schwächlich bin und immer Kopfweh hatte im Anfang. . . Nun aber geht es schon besser."

„Ja wohl, man gewöhnt sich an Alles", sagte Alphons.

„Jetzt geh' nach Hause und melde Deinem Meister, daß die Stiefeln passen."

Der Junge machte einen Bückling und wollte sich entfernen. „Warte noch einen Augenblick", sagte Alphons, „diese Stunde soll für Dich und mich keine verlorene sein. Nenne mir den Namen und die Adresse des Lehrers, der so gut gegen Dich war."

Der Knabe willfahrte dem Wunsche des jungen Mannes.

„Schön", sagte Alphons und schrieb Namen und Adresse in sein Notizbuch. „Adieu, mein Kleiner. Wir sehen uns wieder!"

Am selben Tage noch verfügte sich Alphons Rohden zum Lehrer des kleinen Schusterjungen. Er fand in diesem einen leidend aussehenden, nervösen, abgepannten Menschen mit unendlich gütigen Augen, der durch seine gebückte Haltung und sein vor der Zeit ergrautes Haar den Eindruck eines alten Mannes hervorrief. In der dürftig möblirten Wohnstube saßen noch eine alte Frau und ein verwachsenes Mädchen.

Alphons stellte sich vor und bat den Lehrer um eine Unterredung.

„Meine Mutter und Schwester", sagte der Lehrer, auf die hiedien Frauen weisend. „Geht aus dem Zimmer, meine Lieben. Der Herr wünscht vielleicht mit mir allein zu sprechen."

Mutter und Schwester entfernten sich mit stummem Gruße.

Der Lehrer bot Alphons einen Stuhl an und setzte sich dem Gaste gegenüber.

„Mich führt eine eigenthümliche Angelegenheit zu Ihnen", begann Alphons. „Bitte, erschrecken Sie nicht. Sie hatten bis vor kurzem in Ihrer Schule einen Jungen zu unterrichten, der jetzt bei einem Schuster Namens N. in der Lehre steht. Wie das Kind heißt, weiß ich nicht, doch thut das nichts zur Sache. Ohne Zweifel errathen Sie, von welchem Jungen die Rede ist."

„Ja", sagte der Lehrer, und seine Züge nahmen einen unsäglich kummervollen Ausdruck an. „Ein unglückliches Kind, ein sehr unglückliches Kind, mein Herr. Mein liebster und bester Schüler war er, der Anton. Ich habe mir alle seine Schreibhefte aufbewahrt. Das ist ein Knabe, wie es keinen zweiten giebt; so fleißig und talentvoll, so zartfühlend und opfermüthig. . . Denn was es diesem Kinde gekostet hat, die Schule mit dem Handwerk zu vertauschen, weiß nur ich allein. Ich habe mir alle Mühe gegeben, dem Knaben zu ermöglichen, sich weitere Bildung anzueignen, habe für ihn gebettelt, habe. . ." Er hielt inne, zog eine Tischlade heraus und holte aus derselben ein zerfnülltes Zeitungablatt.

„Hier lesen Sie, mein Herr", sagte er mit zitternder Stimme, und bezeichnete mit der Hand eine Stelle in dem Blatte. „Hier steht ein Aufruf an edle Menschenfreunde, von mir verfaßt. Er wurde zum Besten des Kindes geschrieben. Ohne Erfolg, ohne Erfolg! Es sind eben zu Viele, die bitten, und Alle können nicht gehört werden."

Alphons ergriff die Zeitung und laß die berußte Stelle.

„Eines der begabtesten und strebsamsten Kinder ist der Armut seiner Eltern wegen gezwungen, den Studien zu entsagen und Lehrling zu werden“, hieß es darin. „Die zarte Gesundheit des vierzehnjährigen Knaben wird dieser mühsamen Beschäftigung nicht Stand halten können und der Menschheit wird einer der tüchtigsten Zukunftsbürger verloren gehen. An alle Menschenfreunde richtet der Unterzeichnete nun die ergebene Bitte: Rettet ein begabtes Kind, ermöglicht ihm, sich auszubilden — Ihr werdet einen braven Jungen überglücklich machen. Nähere Auskunft über den Knaben zu erteilen, ist der Unterzeichnete jederzeit mit Freuden bereit.“ Adolph Berger, Lehrer z.

„Und darauf ist keine Antwort erfolgt?“ fragte Alphons. „Keine einzige?“

„Keine“, erwiderte der Lehrer. „Wenn ich nicht selbst arm wäre und für meine Mutter und Schwester zu sorgen hätte — Sie haben meine Schwester gesehen, sie ist arbeitsunfähig — ich würde den Jungen haben ausbilden lassen. Als ich ihn zum ersten Male in seinem Lehrlingsanzuge vor mir sah, glaubte ich, das Herz müsse mir brechen. Und die Thränen, welche das Kind in meiner Stube vergossen hat — nicht zu zählen sind sie, diese Thränen. Aber er hat ein so gutes Herz, dieser Anton... seiner Mutter zu Liebe heuchelt er Ergebung... auch vor mir, um mich nicht zu betrüben.“

„Nun, ich will Ihnen etwas sagen“, sprach Alphons. „Ich bin entschlossen, mich Ihres Schützlings anzunehmen.“

Der Lehrer erbläute und sah da mit offenem Munde — unfähig eines Wortes.

„Ueber die Mittel und Wege, wie dies am besten zu thun sei, werden wir uns noch berathen“, fuhr Alphons fort. „Eines nur steht fest: der Junge soll und muß studiren. Das Beste wäre vielleicht, wir brächten ihn irgendwo auf dem Lande, vielleicht bei einem Professor, unter, wo er in guter Luft wäre, was ihn kräftigen würde und außerdem gleich im Hause die beste Anleitung hätte.“

„Ja, ja“, jagte der Lehrer schier athemlos. „Verzeihen Sie... es kam zu plötzlich, zu unverhofft.“... Er sprang auf und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab.

„Glauben Sie aber, daß die Eltern des Knaben mir dafür Dank wissen werden?“ fragte Alphons. „Glauben Sie nicht, daß der Bildungsunterschied und die veränderte Lebensweise ihn den Seinen entfremden werden.“

„Nein!“ rief der Lehrer. „Anton hängt so sehr an den Seinen, daß seine erste und letzte Sorge immer bleiben wird, seiner Familie eine Stütze zu sein. Ich fürchte nichts für ihn. Er hat ein Herz von Gold. Und seine Mutter, Herr, wird Ihnen Hände und Füße küssen.“

„Das ist nicht nötig!“ sagte Alphons mit ablehnender Geste. „Sie ist mir keinen Dank schuldig. Ich thue nichts Anderes, als einen Theil einer großen Schuld abtragen... Mir ist der Weg sehr leicht gemacht worden, und dies wahrlich ohne mein Verdienst. Segen mich ist das Schicksal übergütig gewesen — ist es nicht meine Pflicht, daß ich Anderen, schuldlos Verkürzten etwas von meinem Zuviel überlasse? Ich will auch nicht stehen bleiben bei dem Knaben, sondern mich auch seiner Eltern und Geschwister annehmen. Der Junge soll nicht fortwährend vom Gedanken an die Noth der Seinen gequält und dadurch in seinen Studien gehindert werden. Und nun leben Sie wohl, mein Herr. Hier haben Sie meine Karte mit meiner Adresse. Ich bitte Sie, wenn Sie Zeit haben, zu den Eltern Anton's zu gehen und ihnen mitzutheilen, was ich hinsichtlich des Jungen beschlossen habe.“

„Auf der Stelle laufe ich hin zu ihnen, auf der Stelle!“ rief der Lehrer. „Gott segne Sie!“ Große Thränen perlten über seine Wangen. Alphons fühlte sich selber so bewegt, wie niemals noch in seinem Leben.

„Beschneiden Sie den Jungen zu mir“, jagte er, Abschied nehmend. „Auf Wiedersehen!“

„Ich bin doch nicht ganz der unnütze Egoist, für welchen ich mich hielt“, lachte er auf dem Heimwege. „Reichesse oblige, ebenso gut wie noblesse. Gott sei Dank, daß der Zufall mir geholfen hat, einen vernünftigen Gedanken so rasch in eine vernünftige That umzusetzen. Ob der Junge mich lieb gewinnen wird? Ich für meinen Theil glaube, daß ich den Schlingel jetzt schon lieb habe und daß mein Dasein nunmehr einen schönen und lohnenden Zweck haben wird.“

Und Herz und Kopf voll von dem armen blaffen Jungen, von dem Gedanken an die Freude, welche der Kleine und die

Seinen bei der Botschaft des guten Lehrers empfinden würden, schleuderte Alphons wohlgemuth und mit sich selber ausgeföhnt seinem Wohnhause zu.

Allelei.

Blüthenlese aus den Lustigen Blättern.

Glück im Unglück. „Donnerwetter, da ist ja bei mir eingebrochen worden! Ein Glück, daß ich nicht zu Hause war, sonst hätte man mir am Ende meine Uhrschach noch weggenommen!“

Vorsicht beim Schenken. Das unpassendste Geschenk, das eine Dame ihrem Gatten oder Verehrer machen kann, sind Strümpfe. Der Mann muß ein solches Geschenk selbstverständlich mit Füßen treten. Kauft sie ihm dagegen Kravatten, so kann sie sicher sein, daß er sie um den Hals nehmen wird, und kauft sie ihm Handschuhe, dann wird er sie ohne Zweifel auf den Händen tragen.

Ein unappetitlicher Mensch. „Warum trinkt der A. immer sein Glas mit einem Mal aus?“ — „Er mag wahrscheinlich nicht nach sich selber trinken.“

Kuganwendung. Direktor: „Herr Reaiffieur, noch eine so miserable Vorstellung und wir sind geschiedene Leute!“ — Regisseur: „Mit welchem Recht?“ — Direktor: „Sie kennen doch die Bestimmung der Besindeordnung: Jeder Dienstbote kann wegen schlechter Aufführung sofort entlassen werden.“

Drahtisch: Vater (zum Hauslehrer seines Sohnes): „Herr Kandidat, erlauben Sie mir, Sie gehen schon? Die Stunde wird ja immer kürzer. Ich hab' Sie engagirt, Sie sollen meinem Sohn geben französische Stunden und nicht französische Minuten.“

Schluß der Debatte.

Die erste Sitzung ging zur Rüste.
Der Präsident sprach als Erklärer:
„Erst öft ist jetzt die Rednerliste, —
„Und wir erst!“ riefen alle Hörer.

Der hölzerne Hammel, der sich an den Abstimmungsstühlen befindet und die Auszählung durch Hammelsörung vernehmlich ist, das einzige wirklich parlamentarische Symbol in dem mit allegorischen Figuren so überladenen Reichshause. In den Fachblättern wird nun erklärt, Ballot habe sich mit voller Absicht für eine vorwiegend beredliche Ausschmückung entschieden, weil das parlamentarische Leben seine werthvollen Symbole zu einer allgemeineren bildnerischen Charakteristik bietet. Wir müssen dieser Auffassung widersprechen: Mythologie und Geschichte bieten eine Menge für die bildliche Gestaltung höchst dankbarer Vorwürfe, durch welche sich das Leben und Treiben im Parlament erickhöfend illustriren läßt. Einige Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, wie viel künstlerisch werthvolle Stoffe und treffende Anspielungen Ballot und seine Mitarbeiter sich haben entnehmen lassen.

Altdeutscher Ritter beim Weintrinken eine Spinne verischludend

bedeutet: Zwischenruf: „Wui!“

Trojaner, ihre Todten bestattend

„Der Antrag wird einer Kommission überwiesen.“

Arion, auf dem Delphin sitzend

„Hört, hört!“

Dogheus züchtigt den Thersites

„Der Redner wird zur Ordnung gerufen.“

Der rasende Ujar

„Der Abg. Ahlwardt hat das Wort.“

Memnonssäule (sitzende Koloßalfigur)

„Renitenz beim Kaiserthron.“

Tantalus, nach den Früchten greifend

„Bosadowsky legt einen Entwurf vor.“

Demosthenes legt einen Kieselstein unter die Zunge, um sich das undeutliche Reden abzugewöhnen

„Fürst Hohenlohe, auf der Tribüne unverständlich.“

Cicero, zu Schiff nach Athen reisend

„Der Redner fährt fort.“

Herkules reinigt den Augiasstall

„Mehrere Bahnen werden für ungültig erklärt.“

Drpheus, von kreischenden Mänaden umgeben

„Leeresow bittet um Ruhe.“

Columbus, die Königin von Kastilien um Fahrzeuge bittend

„Der Chef der Marine verlangt drei neue Kreuzer.“

Robinson in der Einsamkeit mit einem einzigen Schwarzen

„Das Haus ist beschlußunfähig.“